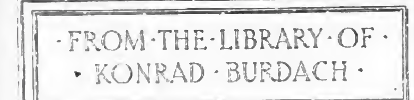
Goethe als pädagogischer Schriftsteller und seine Stellung zu ...

Adolf Langguth


·FROM·THE·LIBRARY·OF·
·KONRAD·BURDACH·


SIGILLVM·VNIVERSITATIS·CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Goethe

als pädagogischer Schriftsteller

und seine Stellung

zu den

Erziehungs- und Unterrichtsfragen der Gegenwart.

Von

Adolf Langguth.

Halle a. S.,

Verlag von Max Niemeyer.

1888.

An jenem Abend des 29. März, wo sich in Goethes engerem Familienkreis eine anmutige Episode zwischen dem 81jährigen Dichter und seinem 10jährigen Enkel Wolf abspielte, der auf Goethe herumkletterte und, bald auf der einen, bald auf der andern Schulter sitzend, dem Greis viel zu schaffen machte, ohne dafs dieser ein Zeichen der Ungeduld von sich gegeben hätte, nur die Worte hinwerfend, dafs die Liebe immer ein wenig „impertinenter Natur“ sei, wandte sich nach Eckermanns Bericht das Gespräch in natürlicher Anknüpfung auf Campe, dessen persönliche Bekanntschaft Goethe gemacht hatte. — Er schildert den Kinderschriftsteller, welchen er nach einem Zeitraum von 40 Jahren zum zweitenmal in Karlsbad sah, bei diesem Zusammentreffen als alt, dürr, steif und abgemessen, voller Abneigung gegen die Person des Dichters, dem er geflissentlich aus dem Weg ging und bei Gelegenheit eines unvermeidlichen Gesprächs ganz offen ins Gesicht sagte, dafs er auf seine Schriften bei allem Respekt vor den Fähigkeiten seines Geistes nicht den Wert legen könne, den andere darauf legten.

„Diese etwas ungalante Freimütigkeit“, fügt Goethe hinzu, „verdrofs mich keineswegs und ich sagte ihm dagegen allerlei Verbindliches. Auch halte ich in

der That ein grofses Stück auf Campe. Er hat den Kindern unglaubliche Dienste geleistet; er ist ihr Entzücken und sozusagen ihr Evangelium. Blofs wegen zwei oder drei ganz schrecklicher Geschichten, die er nicht blofs die Ungeschicklichkeit gehabt hat zu schreiben, sondern auch in seine Sammlung für Kinder mit aufzunehmen, möchte ich ihn ein wenig gezüchtigt sehen. Warum soll man die heitere, frische, unschuldige Phantasie der Kinder so ganz unnötigerweise mit den Eindrücken solcher Greuel belasten!“

Wir sehen also des Dichters Objektivität, die Fähigkeit, die Person von der Sache zu trennen, bewährt sich auch hier. Er läfst Campe alle Gerechtigkeit widerfahren und sucht ihn nach Gebühr zu würdigen, indem er in demselben Gespräch noch die Bemerkung macht, jener habe sein ganzes Leben nur für Kinder geschrieben, er dagegen gar nichts für Kinder, ja nicht einmal für grofse Kinder von 20 Jahren.

War er aber in dieser seiner Bescheidenheit nicht zuweit gegangen? Sind seine Kinderfabeln, Wiegenlieder und die anderen hierher gehörigen kleineren Gedichte, von den Sentenzen und Denkverschen ganz abgesehen, nichts? —

Wir wissen, dafs er die Geburts- und Gedenktage der Spröfslinge des weimarischen Fürstenhauses nicht vorübergehen liefs, ohne sie in einem kleinen Liede zu feiern, und dafs er den Kindern seiner nächsten Freunde dieselbe Aufmerksamkeit erwies, die er für die eigenen Enkel hatte. Bald ist es ein Wiegenlied, das er dem „jungen Mineralogen“ Walther von

Goethe widmet, bald ein Stammbuchsverschen, worin er denselben ermahnt:

> „Ihrer sechzig hat die Stunde,
> Über tausend hat der Tag;
> Söhnchen, werde dir die Kunde,
> Was man alles leisten mag!“

Dann haben wir wieder eine Stammbuchsweihe für sein liebes Wölfchen zu verzeichnen, das Stammbuch seines Zöglings Fritz von Stein nicht zu vergessen, in welches er jene goldenen, von tiefster Lebensweisheit getragenen Worte eingezeichnet hatte.[1] — Und wie steht es mit den Balladen, die hierher gehören? — Aus der wunderlichen Geschichte vom getreuen Eckart wird eine belehrende Kinderfabel mit Hervorhebung der sittlichen Seite, dafs die Kinder stets belohnt werden, wenn sie den Rat der Älteren befolgen, wogegen die Übertretung ihres Verbotes sich leicht rächt:

> „Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Gesicht
> Ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann spricht,
> So horchet und folget ihm pünktlich.“

Dasselbe gilt von der Erzählung „Die wandelnde Glocke,“ einer an sich kindischen Fabelei, die sich unter Goethes Händen mit feiner Ironie zu der Pointe zuspitzt, wie das Kind unter Angst und Zagen endlich dahin geführt wird, wohin es bei einiger Folgsamkeit auf die ruhigste und natürlichste Weise hätte gelangen können.

---

1) Vgl. des Verfassers: „Goethe als Pädagog.“ Halle, Niemeyer. 1887. (S. 105.)

Dem Dichter war es bei der lehrreichen Wendung, welche er der Geschichte gab, vor allem darum zu thun, das Wackeln der verfolgenden Glocke für die Einbildung des Kindes anschaulich zu machen,[1] was ihm durch seine Darstellung ebenso vortrefflich gelang, wie er uns im „Erlkönig“ das Unterliegen des noch unentwickelten Bewufstseins des Kindes gegenüber der Gewalt der durch die Nacht und ihre Phantasmagorieen aufgeregten Einbildungskraft anschaulich schildert. — So verkehrt es wäre, in diesem Gedicht eine Moral zu suchen, etwa die, mit Kindern nicht zu solcher Zeit nach Hause zu reiten, wendet sich Goethe doch auch gelegentlich im Fabelton an die Jugend direkt mahnend:

„Drum hört die guten Lehren an,
Ihr Kinder, zart von Jahren:
Vor Ziegenbock und Käferzahn
Soll man ein Bäumchen wahren!“

Damit nicht genug! — Wir haben auch einige Verse, die lediglich praktischen Schulzwecken dienen.

---

1) Das Ganze beruht nach Riemers Mitteilung auf einem Scherz, den sich Goethe und sein humorvoller Sohn August mit einem kleinen Knaben machten, der, sie am Sonntag vor der Kirchzeit besuchend, bei beginnendem Geläut, besonders der durchschlagenden grofsen Glocke, sich zu fürchten schien. Nun machten sie ihm weifs, die Glocke steige wohl auch von ihrem Stuhle herab, komme über Markt und Strafsen herangewackelt und könne sich leicht über ihn herstülpen, wenn er sich draufsen blicken lasse. Diese wackelnde einbeinige Bewegung bildete August von Goethe mit einem ausgespannten Regenschirm dem Kinde vor, und brachte es so zur Vorstellung von der Möglichkeit der Sache.

Der Ankündigung eines Werkes über die Farben, womit er den Lehrern der Jugend ein Mittel zu angenehmer Unterhaltung ihrer Zöglinge in die Hände zu geben hofft, steht die „Erklärung einer Kupfertafel mit Abbildungen von Mineralien“ zur Seite:

„Für Kinder.“[1]

Nicht auf der grünen Erde nur
Am heitern Sonnenschein
Erfreut sich mannigfach Natur;
Auch in die Felsen tief hinein
Zeigt sich der Form und Farbe Spur.
Hier dürfen's kleine Muster sein.
Vernimm, wie Quarz und Kalk so rein
In Säulen sich und Tafeln häuft;
Ein schmales, schön gefärbtes Band
Harmonisch durch den Jaspis läuft;
Ein millionenkörn'ger Sand
Als Fels durch alle Lande reicht;
Ein Pflanzenhaufen sich verkohlt,
Verschüttet, in der Erde zeigt.
Vernimm, dafs, wer auf Berge steigt,
Meermuscheln oft herunterholt. u. s. w. u. s. w.

— — — — — — — — —

Was nun auf diesen Blättern fehlt,
Das zeigt er dir im Kabinette;
An seiner Hand besuche dann die Stätte,
Wo unverhüllt sich uns Natur verhehlt,
Die dich und jeden Stein beseelt.“

Dafs Goethe den Kinderton zu treffen weifs, wie kein anderer, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Ihm, der so durchaus kindlichen Sinnes war, den die

1) Goethes Werke. Berlin, Hempel. III. 59.

Gefühle und Vorstellungen der Kinder bis in die Regionen des ewigen Schnees begleiten, konnte es nicht schwer werden. — Als er auf dem Gipfel der Alpen, in einem Wirtshaus untergekrochen, mit seinem Begleiter durch das Fenster die Wolken wechseln sieht, ist es ihnen (vgl. Briefe aus der Schweiz W. XVI. s. 261) „so heimlich und so wohl, ein Dach zu haben, als Kindern, die sich aus Stühlen, Tischblättern und Teppichen eine Hütte am Ofen machen und sich darin bereden, es regne und schneie draufsen, um angenehme eingebildete Schauer in ihren kleinen Seelen in Bewegung zu bringen." Bemerkenswert ist auch, dafs dies anmutige Bild aus der Kinderstube nicht allein dasteht.

Wenn Wilhelm Meister sich einmal vernehmen lässt: „Wir treiben fremde Dinge und entfernen, den Schulkindern ähnlich, alles, was uns an unsere Lektionen erinnern könnte", so hören wir nur Goethes poetisches Spiegelbild. Auch sonst liegt dem Vergleiche des Dichters nicht selten eine pädagogische Anschauung zu Grunde. In den Schafen sieht er die „wolligen Zöglinge der Hirten" und in derselben Schweizerreise schildert er uns einen jungen Steinbock, der sich unter den Ziegen ausgenommen, wie der natürliche Sohn eines grofsen Herren, dessen Erziehung in der Stille einer bürgerlichen Familie aufgetragen ist. In der „Italienischen Reise" beobachtet er, dafs sich das italienische Volk an der Berechnung der Zeit ergötzt, wie Kinder an leicht zu überwindenden Schwierigkeiten, während er die Neapolitaner mit frohen Kindern vergleicht, die, wenn man ihnen etwas aufträgt, ihr Geschäft verrichten,

aber auch zugleich einen Scherz aus dem Geschäft machen. Ähnlich, wie mit diesem einem Volk oder diesem einzelnen Stamm ist es mit den Menschen im ganzen. Sie gleichen auf ein Haar den Kindern. Wenn diese in den Spiegel geguckt haben und ihn sogleich umwenden, um zu sehen, was auf der andern Seite ist (bei Eckermann II. 51), so machen es jene gerade so und müssen deshalb auch wie die Kinder behandelt werden. — Dafs man Völker wie Kinder zu ihrem Besten leiten müsse, hören wir aus Albas Mund und Werther bemerkt: „Das Zugreifen ist doch der natürlichste Trieb der Menschheit! Greifen Kinder nicht nach allem, was ihnen in den Sinn fällt!" —

Sogar der Bergbau und die Musik werden unter pädagogischen Gesichtspunkten aufgefafst. Jenen erklärt er für das ungezogenste Kind in seiner Geschäftsfamilie und das Lied, welches einem Komponisten überantwortet wird, kommt ihm vor wie das Kind, welches einen andern Erzieher erhält. —

Ohne die Reihe dieser Vergleiche, von denen Henkel (Das Goethesche Gleichnis) keinen verzeichnet, hiermit für abgeschlossen zu erklären, wenden wir uns jetzt zu dem pädagogischen Gehalt Goethischer Dramen, Romane u. s. w., soweit diese nicht schon in meinem Buche[1] behandelt worden sind. —

Da ist es denn eine stattliche Reihe pädagogischer Situationen, Verhältnisse und Figuren, von Götzens Karl an bis zu den dem Schenkenknaben des Divan,

1) Goethes Pädagogik, historisch-kritisch dargestellt. Halle. Niemeyer. 1886.

die uns entgegentreten, und nicht uninteressant erscheint der vergleichende Blick auf einzelne Charaktergemälde.

Stellen wir z. B. einmal Goethes Jugenddrama neben das fragmentarische Trauerspiel „Euadne und Elpenor.“

Wir haben dem Frauengemach der Burg Jaxthausen bereits in der „Pädagogik“ s. 72 ff. einen längeren Besuch abgestattet und Mutter und Tante über die Erziehung des kleinen Karl disputieren hören. In Elpenor führt uns Goethe einen Knaben vor, der aus den Händen einer Pflegemutter in die des Mannes übergehen soll:

„Der Frauen Liebe nährt das Kind;
Den Knaben ziehen am besten Männer.“

In beiden Fällen ist der Zögling weiblichen Händen anvertraut, und doch wie verschieden gestaltet sich das Bild! — Dort ein Kind, das andächtig an dem Munde der Tante hängt, die eine fromme Legende immer wieder von neuem erzählt, hier der schöne Knabe Elpenor, dessen Brust glüht, wenn Euadne von den Thaten alter Zeit berichtet, die sein Herz höher schlagen machen und in seinem Innern den brennenden Wunsch hervorrufen, doch auch so zu werden, wie die Helden, von denen er hört. Götzens Knabe hängt an Mariens Schürze, um sie in Küche und Keller zu begleiten, und hat nur den einen Wunsch, — dafs die Suppe nicht zu lange ausbleibt; Elpenor fragt:

„Sag, ist's ein schönes Pferd, das heut mich tragen soll?“

Mit dem Schimmel, lebhaft, fromm und glänzend wie das Licht, ist er nicht zufrieden, ein wilder Rappe

wär' ihm lieber. Während Karl die Gesellschaft der Frauen, besonders aber der milden Tante sucht, nach Hain und Garten, Feld und Fluren kein Verlangen trägt, um sich dort zu tummeln, fühlt sich Elpenor nur unter Altersgenossen wohl:

„Wie viel Gespielen hat man mir bestimmt?
Hier hatt' ich drei; wir waren gute Freunde,
Oft unein's und bald wieder ein's.
Wenn ich erst eine Menge haben werde,
Dann wollen wir in Freund und Feind uns teilen
Und Wachen, Lager, Überfall und Schlachten
Recht ernstlich spielen. Kennst du sie?
Sind's will'ge, gute Knaben?" — —

Was dieser verlangt, ist ein Schwert für die jugendliche Rechte, des kleinen Karl Sinn steht allein nach Leckerbissen, nach Äpfeln, die ihm die Tante bratet. — — Kaum konnte Goethe die Farben zu diesen beiden Knabenfiguren gegensätzlicher mischen! Und doch haben sie wieder ihr Gemeinsames. — In beiden Fällen schildert er uns die Ohnmacht der Erziehung und aller ihrer Hilfsmittel gegenüber einer ausgeprägten Naturanlage.

Goetzens zartes Kind bleibt trotz der Einwirkung der thatkräftigen, beherzten Mutter und des Beispiels des heldenhaften Vaters das Ebenbild der weichen, madonnenhaften Maria, Elpenor entwickelt sich auch unter weiblicher Obhut durchaus männlich und kann die Zeit nicht erwarten, wo er aus der beschränkten Kindheit niederem Kreis auf die erste Staffel beglückter thatenfroher Jugend treten soll. Indes die Pflegemutter ihres Zöglings Heldenlaufbahn im Geist vorahnt, der

Knabe in kurzem vor alles Volkes sehnsuchtsvollen Augen schreiten soll, entscheidet Goetz, verzweifelnd, dafs er jemals seinen Sohn zu einem ritterlichen Nachfolger erziehen werde: „Der Junge soll ins Kloster!“

Altertum und Neuzeit werden uns noch einmal in Gegensätzen vorgeführt.

Dem weisen Centauren Chiron, der sich zum Ruhm ein Heldenvolk erzog,[1] steht der Rousseausche Abbé gegenüber, welcher im Wilhelm Meister die pädagogische Vorsehung darstellt. Jenem legt Goethe den sprichwörtlich gewordenen Ausdruck von der undankbaren Aufgabe des Erziehers in den Mund:

„Das lassen wir an seinem Ort!
Selbst Pallas kommt als Mentor nicht zu Ehren;
Am Ende treiben sie's nach ihrer Weise fort,
Als wenn sie nicht erzogen wären.“

Der Abbé führt alle seine Zöglinge mit Hilfe der unsichtbaren Drähte an ein schönes Ziel, den Helden ebenso wie Natalie und Therese. — Auch hier stofsen wir trotz der bunten Mannigfaltigkeit wieder auf Parallelen. Natalie und Therese als Vertreterinnen von Erziehung und Dressur haben zu Gegenbildern in den „Wahlverwandtschaften“ Charlotte und Ottilie einerseits und Charlotte und Luciane anderseits. Jene Frauen der „Lehrjahre!“ versammeln Schülerinnen um sich, und zwar bildet Natalie Mädchen von feinerem Talent, Therese solche, die sich zu Hausfrauen eignen, während hin-

1) Chiron gilt als Erzieher der berühmtesten Helden des Altertums, des Herkules, des Achill, Iason, Theseus, des Äskulap u. s. w.

widerum in den „Wahlverwandtschaften“ Ottilie und der Gehilfe mit ihren beiderseitigen Zöglingen männlichen und weiblichen Geschlechts selbständig auftreten.

Zwischen den letzteren wird in pädagogischem Gespräch das Verhältnis des Vaters zum Sohne festgestellt. Der Gehilfe findet den Ausgleich des natürlichen Gegensatzes darin, dafs der Vater den Sohn zum Mitbesitzer mache, dafs er ihn mitbauen und mitpflanzen lasse. Eine Thätigkeit in die andere zu verweben sei nicht schwer, doch lasse sich keine an die andere anstückeln. Ein junger Zweig verbinde sich mit dem alten Stamm gar leicht, sowie etwa Orestes, die halberstarrte junge Blüte, von des Pylades Vater mit Erfolg gepflegt wird. — In ähnlicher Weise rankt sich Albas Sohn Ferdinand an Egmont empor. Sein Name war's, der ihm in der ersten Jugend gleich einem Stern des Himmels entgegenleuchtete. „Wie oft hab' ich nach dir gehorcht, gefragt! Des Kindes Hoffnung ist der Jüngling, des Jünglings der Mann.“ — — — Umgekehrt läfst sich der Mann durch das Kind erziehen, wie der Held der „Wanderjahre“ durch seinen Sohn Felix.

Noch weiter. Zu dem Freundschaftsbund, auf gegenseitiger Vervollkommnung beruhend, gesellen sich die Verhältnisse zwischen Liebenden, die sich einander heben und fortbilden. Auch Wilhelm Meister wird durch Frauen erzogen. Nicht alle aber eignen sich zu einer solchen Aufgabe, wie wir an dem Beispiel Aureliens sehen. Dieser sein weiblicher Antipode kennt die Menschen, aber nicht den Menschen, bei Wilhelm

ist das Entgegengesetzte der Fall. Während Aurelie in ihrer hypochondrischen Reizbarkeit sich den Knaben Felix entfremdet, zieht ihn Meisters gemütvolles Wesen an, um ihn für immer festzuhalten. Aufser seinem eigenen Sohn erzieht dieser noch Mignon, das vater- und mutterlose sich selbst überlassene Wesen. Beide Kinder erziehen und unterrichten sich aber auch wechselseitig selbst, wenngleich nicht nach der besten Methode. Wir sehen das Knabenmädchen in einem Winkel kauern, über den Atlas gebeugt eifrig Geographie studierend, ihren Gespielen die Landkarte erklärend und kleine Lieder lehrend. Ein andermal sitzen beide Kinder neben der alten Barbara auf der Bühne, ein Buch zusammenhaltend. Indem Mignon laut liest, sagt ihr Felix die Worte nach, als wenn er die Buchstaben zu lesen verstünde u. s. w. — Solche Genrebilder aus dem Schulleben des zigeunernden Schauspielertums, wozu noch Mignons Schreibwut, ihre kosmetischen Bemühungen um die eigene Person — sie wäscht sich unaufhörlich — zu vergleichen sind, wechseln ab mit anderen nicht minder bemerkenswerten pädagogischen Situationen. Und abermals, welche Ähnlichkeit der Wahlverwandtschaften und Wilhelm Meisters! Die Nacht, welche die zwei Liebespaare bei einem Kinde zubringen, ist beiden Romanen gemeinsam. Hier der Hauptmann und Charlotte an der Leiche des Kindes, dort Wilhelm und Natalie, die sich über dem schlafenden Felix, dem der Sorge und der Liebe bedürftigen Knaben, zum erstenmal die Hände reichen. — — Hat Goethe auf diesem Gebiete Seelengemälde geschaffen, wie sie tiefinnerlicher kaum

gedacht werden können, so läfst er es an anderer Stelle an heiteren Scenen nicht fehlen.

Parodistisch-satirischer Natur sind die Figuren Faust und Wagner, Mephisto und der Schüler, und auch Gretchen mit Frau Marthe Schwerdtlein könnte hier genannt werden.

Die satirische Ader im Faust sprudelt lustig, als er dem Himmelsstürmer den für das Titanenhafte durchaus unempfindlichen beschränkten Gelehrten gegenüberstellt, den Schüler durch Mephisto hänseln und diesen in den „Paralipomena“ als Gouverneur auftreten und so reden läfst:

„Der junge Herr ist freilich schwer zu führen;
Doch als erfahrner Gouverneur
Weifs ich den Wildfang zu regieren,
Und affiziert mich auch nichts mehr.
Ich lass' ihn so in seinen Lüsten wandeln,
Mag ich doch auch nach meinen Lüsten handeln,
Ich rede viel und lass' ihn immer gehn;
Ist ja ein allzu dummer Streich geschehn,
Dann mufs ich meine Weisheit zeigen,
Dann wird er bei den Haar'n herausgeführt;
Doch giebt man gleich, indem man's repariert,
Gelegenheit zu neuen dummen Streichen.“

In dem mikrokosmischen Drama „Hanswursts Hochzeit“ erreicht der drastische Humor seinen Höhepunkt. Der Monolog, worin sich Kilian Brustfleck beklagt, dafs sich sein Mündel Hanswurst trotz aller Bemühungen um ihn so schlecht führe, und die Art wie die Erziehungsergebnisse uns dargestellt werden, kann in der That als der Gipfel des Mutwillens gelten und steht

mit seiner Polemik gegen alle Prüderie und Unnatur in der Erziehung der köstlichen Persiflage des gelehrten geist- und phantasielosen Pedantismus würdig zur Seite. —

Hierher gehören auch die Bilder modernen Hofmeistertums, wie sie der Dichter in den „Aufgeregten" entwirft, jenem Stück, in welchem dargethan wird, wie die Folgen der französischen Revolution den pädagogischen Aufgaben so durchaus ungünstig sind.

Die Scene beginnt damit, dafs der Hofmeister mit einem alten Pfarrer liest und disputiert, indes der Pflegling in einer Ecke dabei sitzt und einschläft. Taumelnd aufgestanden, schlägt sich dieser in seiner Schlaftrunkenheit eine Beule und daraus entsteht die Verwickelung. Dem Magister wird wegen grober Fahrlässigkeit gekündigt, worauf er mit den Feinden des Hauses gemeinsame Partei macht. Sein gekränktes Herz ist zu allem fähig. „Was? Nach so vielen Diensten, nach so vielen Aufopferungen mir so zu begegnen, mich vor die Thüre zu setzen! Und warum? Wegen einer elenden Beule, wegen einer gequetschten Nase, mit der so viele hundert Kinder auf- und davonspringen. Aber es kommt eben recht, eben recht! Sie wissen nicht, die Grofsen, wen sie in uns beleidigen, die wir Zungen, die wir Federn haben." — — —

Wir deuteten mit diesen Worten die Tendenz eines Stückes an, das die pädagogischen Gewohnheiten und Neigungen der Zeit vortrefflich beleuchtet.

Die Privaterziehung, mit der wir es dort zu thun haben, war allgemein, und nicht Goethe allein beutete sie für dramatische Zwecke aus. Als Typus dieser

Art Stücke kann der „Hofmeister“ von Jak. M. R. Lenz gelten, dessen merkwürdigem Produkt ein kurzer Seitenblick gebührt.

Der Hofmeister erscheint hier als der gallonierte Müssiggänger, mehr Tanzmeister als Lehrer oder Erzieher. Bei der Antrittsvisite, die eine eitle Patronin zu einem kleinen Examen gestaltet, wird er zunächst angewiesen, seine Künste im Kompliment und Menuett zu zeigen. Hat doch der Professor in Leipzig, woher er verschrieben wurde, den galantesten geschickt, den er auf Lager hatte. Zu den Obliegenheiten des Hofmeisters gehört aufserdem, die gnädige Frau auf dem Klavier zu begleiten, wenn sie zu singen beliebt, und den Kindern zum Tanze aufzuspielen. Etwas französisch zu parlieren ist für ihn erwünscht. Sonst werden weiter keine Anforderungen an seine Bildung gestellt, da er zu den Domestiken rechnet, die in Gesellschaft von Standespersonen nicht mitreden dürfen. — Als Zweck der Erziehung wird also von dieser Seite lediglich die Fertigkeit in allen Artigkeiten und Weltmanieren hingestellt.

Etwas anders denkt allerdings der Vater des Zöglings, ein Major, über die pädagogische Aufgabe. Ihm steht es fest, dafs der Sohn ganz zu seinem Ebenbild erzogen werden mufs. Der Junge soll Soldat werden, ein Kerl wie der Herr Major selber, und das wird nach seinen Weisungen an den Hofmeister so gemacht: Hübsch fleifsig und, wenn der Junge nicht behalten will, der Kanaille das Buch um den Kopf geschlagen, dafs er's Aufsehen vergifst. Kein Feriieren und Pausieren und

Rekreieren; das leidet er nicht. Vom Arbeiten bekommt kein Mensch das Malum hydropisiacum. — Der Sohn, in dessen Gegenwart diese Instruktion gegeben wird, kann einige Empfindlichkeit nicht ganz verbergen und nun bricht der Zorn des Vaters los: Der Heiduck soll nicht empfindlich sein, wenn ihm etwas gesagt wird. Anders soll er werden, oder der Duckmäuser wird gepeitscht, dafs die Eingeweide krachen. — Als auch diese Apostrophe und die Aufforderung: „Lippel, ich bitt' dich um tausend Gotteswillen, den Kopf gerade!“ nicht die gewünschte Wirkung hat, giebt er ihm schliefslich eine kräftige Ohrfeige und jagt ihn aus der Stube. — — — Der Major hat auch noch eine Tochter, die sein Ebenbild ist und in ganz Preufsenland — dies der Schauplatz der Komödie — ihresgleichen nicht hat. Die Ausbildung derselben überkommt der Hofmeister gleichfalls. Da sie aber ein ganz anderes Gemüt hat als der Sohn, der „Buschklepper,“ mufs sie auch ganz anders behandelt werden. Vor allem soll der Hofmeister etwas aus dem Christentum mit ihr durchnehmen. Zu diesem Zweck hat er sich alle Tage morgens auf ihr Zimmer zu verfügen, aber „angezogen,“ wie auch vorausgesetzt wird, dafs er nicht im Schlafrock zu Tische kommt. Beim Unterricht wird in erster Linie Milde und Zartheit vorgeschrieben. Das Mädchen hat ein überaus empfindsames Gemüt, sie liegt Tag und Nacht über Trauerspielen und sobald man ihr nur ein Wort sagt, stehen ihr die Backen in Feuer und die Thränen laufen wie Perlen darüber herab. — Diese Tochter, dieser Herzenstrost des Ma-

jors, dieses Kleinod, das für keinen König feil ist, das von dem zärtlichen Vater nicht nur ins Abend- und Morgengebet, sondern auch ins Tischgebet eingeschlossen wird, möchte derselbe vor allem gut versorgt wissen. Die einzige Gnade, die er sich von Gott ausbittet, ist deshalb die, dafs ihm ein General oder Staatsminister vom ersten Rang noch vor dem seligen Ende als Schwiegersohn beschert werden möge. Im übrigen bedroht er jeden, der dem Mädchen zu nahe tritt, mit einer Kugel durch den Kopf. — Wie der Hofmeister, ein sittsamer und geschickter Mensch, in den Augen des Majors diese seine Aufgabe löst, wie er mit seiner Schülerin „Romeo und Julie“ liest, sich mit ihr an der „Neuen Heloise“ begeistert, seine Stunden allzusehr verlängert, worauf dann eine Katastrophe eintritt, mag man in dem Stück selbst nachlesen. Uns interessiert hier lediglich, was der Dichter über Stand und Würde seines Helden urteilt, und das hat er in seiner Weise sehr unverblümt ausgedrückt. — Hofmeister sein heifst ihm nämlich nichts anderes als tagdieben und sich Geld dafür bezahlen lassen; die edelsten Stunden bei einem jungen Herrn versitzen, der nichts lernen mag und mit dem er's doch nicht verderben darf, die übrigen Stunden aber, die der Erhaltung seines Lebens, dem Speisen und dem Schlaf geweiht sind, an einer Sklavenkette verseufzen; heifst an den Winken der gnädigen Frau hängen und sich in die Falten des gnädigen Herrn hineinstudieren; heifst essen, wenn man satt ist, und fasten, wenn man hungrig ist. Ein Hofmeister ist ihm ein Mensch, der sich seiner Frei-

heit begiebt, Freiheit aber ist das Element des Menschen wie das Wasser das des Fisches. Sie entbehren heifst die edelsten Geister des Blutes vergiften, die süfsesten Freuden und die Blüte des Lebens ersticken, heifst sich selber morden. — — — Dem entsprechend sind auch die Ergebnisse des Unterrichts, bei dem die jungen Herren nichts anderes lernen, als die Nase von Kindesbeinen an höher tragen und in einem nachlässigen Ton von oben herab Unsinn sagen. Der Edelmann wird deshalb aufgefordert, das Geld, von dem er jetzt „seinen hochadligen Dummkopf" aufzieht, zum Fonds der Schule zu schlagen. Davon könnten dann die gescheiten Leute salariert werden und alles würde seinen guten Gang gehen. Das Studentchen müfste etwas lernen, um bei einer solchen Anstalt brauchbar zu werden, und das junge Herrchen, anstatt seine Faulenzerei vor den Augen des Papas und der Tante, die alle keine Argusse sind, künstlich und manierlich zu verstecken, würde seinen Kopf anstrengen müssen, um es dem bürgerlichen Jungen zuvorzuthun, über die es sich erhaben glaubt u. s. w. — — —

Diese denkbar schärfste Kritik des Hofmeistertums aus Lenzens rücksichtsloser Feder, die in ihrer Derbheit und Nacktheit den Leser recht eigentlich vor den Kopf stöfst, enthält bei aller Übertreibung und toller Erdichtung ein gut Stück Wahrheit und ist in ihren Grundzügen der Wirklichkeit entlehnt.

Dafs der Erzieher, nach Rousseau das erhabenste Geschöpf, welches er kennt, zum gallonierten Bedienten herabgesunken war, dafs die Privaterziehung auf

der niedrigsten Stufe stand, sehen wir allenthalben bestätigt, während allerdings auch die öffentlichen Schulen, denen so oft „nüchterne Subjekta“ mit „pedantischen Methoden“ vorstehen, als im hohen Grade der Besserung bedürftig von Lenz dargestellt werden.

Nicht in so starken Farben trägt Goethe auf, obwohl sich eine Ähnlichkeit in der Behandlung des Stoffes, in den „Aufgeregten“, nicht verkennen läſst. — Auch hier ein Magister, dem man wie einem Bedienten den Stuhl vor die Thüre setzt; auch hier zwei in ihren Naturen grundverschiedene Kinder derselben Eltern, nur umgekehrt wie bei Lenz, eine männliche Tochter und ein weiblicher Sohn. Auf eine sonderbare Weise scheint die Natur in der Tochter den rauhen Vater, in dem Sohn die zärtliche Mutter wieder hervorgebracht zu haben. Während der letztere sehr zurücktritt, bei seinem Charakter leicht zu behandeln ist, macht die wilde und unbändige Gemütsart der Tochter den Umgang mit ihr oft recht unangenehm und verdrieſslich. Es wird deshalb ein „vorzügliches Frauenzimmer“ gewonnen, die alle Eigenschaften besitzt, das wilde, aber edle Feuer durch ihr Beispiel zu dämpfen u. s. w. u. s. w. — — — Das hier geschilderte Mädchen, welches gewohnt ist, auf die Jagd zu gehen, zu hetzen, es Männern im Ertragen von Strapazen zuvorzuthun, und dem Magister, der über seinen weltumstürzenden Ideeen die ihm anvertraute Flinte vernachlässigt, in der Handhabung des Jagdgewehrs ihre Überlegenheit fühlen läſst, findet ihr Seitenstück in Eugenie, der Heldin der „Natürlichen Tochter.“ —

Beide sind nach den Lehren des Evangeliums von der Natur erzogen, denn auch das Programm, welches der Herzog für die Erziehung seines Kindes entwirft, ist Rousseauisch:

„Sie überall zu sehn als Meisterin,
Das war mein Stolz. Zu teuer büfs' ich ihn.
Zu Pferde sollte sie, im Wagen sie,
Die Rosse bändigend, als Heldin glänzen.
Ins Wasser tauchend, schwimmend schien sie mir
Den Elementen göttlich zu gebieten.“ u. s. w. — —

Hat Goethe in Eugenie die Amazone und Heldenjungfrau gezeichnet, die wahrhaft edelgeboren ebensowenig ihre Weiblichkeit wie ihre Fürstlichkeit verleugnet, so schildert er uns in „Erwin und Elmire“ die kleinbürgerliche Familiarität im Leben und in der Erziehung.

Zwei weibliche Wesen, diesmal Mutter und Tochter, läfst der Dichter im pädagogischen Dialog auftreten; jene als Vertreterin der guten alten Zeit, diese den Fortschritt in der Erziehung darstellend; Olympia, die durchaus tüchtige, aber etwas hausbackene Bürgersfrau und Elmire, das empfindsame Mädchen; die Mutter zum Genufs der frohen Jugendzeit auffordernd, die Tochter in weichen Gefühlstönen das Glück zartempfindender Seelen preisend:

Olympia. „Ihr solltet geniefsen,
Und darbt im Überflufs.
Die Jahre, sie fliefsen;
Man darbet, man mufs! —
Zu seligem Umfangen
Drängt sich die Brust empor;

Mit quellendem Verlangen
Horcht jedem Laut dein Ohr;
Im Morgenrote freuet
Dein eignes Bildnis dich,
Und himmelab bestreuet
Der Weg mit Blumen sich.“

Elmire. „Was sind all die Seligkeiten
Jener flachen Jugendzeiten
Gegen diesen Augenblick,
Da mein Herz sein volles Glück
Aus der holden Schwermut trinkt,
Da ich himmelwärts mich sehne
Und in bittersüfser Thräne
Eine Welt im Auge blinkt!“ — — —

Doch begnügen wir uns, auf das Stück selbst verweisend, mit einer kurzen Skizzierung seines Inhalts. Olympia, zu der bekanntlich Goethes Mutter gesessen hat, macht für all die Empfindsamkeit, das Mifsvergnügen, die üble Laune der Kinder, und was sonst noch in Elmirens Äufserungen und Gebahren zu Tage tritt, die neumodische Erziehung verantwortlich. Sie erklärt den Vorwurf, den man den Alten mache, sie lobten thöricht das Vergangene und verachteten das Gegenwärtige —, für unbegründet. Wie sie jung war, — so erörtert sie in ausführlicher Rede —, da wufste man von all den Verfeinerungen nicht, so wenig man von dem Staate etwas wufste, zu dem jetzt die Kinder gewöhnt werden. Man liefs die Mädchen lesen lernen und schreiben, übrigens aber alle Freiheit und Freude der ersten Jahre geniefsen. Sie durften sich auch mit den Kindern von geringerem Stande vermengen, ohne dafs ihre Sitten gelitten hätten; sie durften wild sein und die Mutter

fürchtete nicht für ihren Anzug; sie hatten keine Falbalas zu zerreifsen, keine Blonden zu verschmutzen, keine Bänder zu verderben; keine hagere Französin zog hinter ihnen her, um ihren bösen Humor an ihnen auszulassen oder zu prätendieren, dafs die Kinder ebenso albern, so steif, so eitel thun sollten wie jene. — Es wird ihr immer übel zu Mute, wenn sie sieht, wie die kleinen Mifsgeburten in Alleeen auf und ab getrieben werden, dressierten Hunden gleich, denen es mit derben Schlägen gesegnet wird, wenn die Natur wiederkehrt und sie Lust bekommen, einmal à leur aise auf allen Vieren zu trappeln. — Die Vorzüge, welche Elmire der neuen Erziehung zuschreibt, kann Olympia durchaus nicht anerkennen. Nach ihrer Ansicht ist der gröfste Vorzug der, in der Welt glücklich und zufrieden zu sein, sowie sie in ihrer Jugend war. Da spielten, sprangen und lärmten die Mädchen und waren schon ziemlich grofse Jungfern, als sie sich noch an Schaukel und Ballspiel ergetzten, und nahmen Männer, ohne etwas von Assembleeen, Kartenspiel und Geld zu wissen. Im Hauskleid liefen sie zusammen und spielten um Nüsse und waren herrlich dabei. „Wie aber sieht es jetzt aus", so fährt sie fort: „da führen sie ihre Kinder zusammen. Sie sitzen im Kreis wie die Damen, trinken ihren Kaffee aus der Hand wie die Damen, statt dafs man sie sonst um einen Tisch setzte und es ihnen bequem machte; so müssen sie anständig sein wie die Damen und sind doch Kinder von innen und werden durchaus verdorben, weil sie gleich vom Anfang ihres Lebens nicht sein dürfen, was sie sind." —

Es wird uns ganz modern zu Mute bei diesen Worten, ebenso im folgenden, wo Elmire einwirft, dafs das eben die feinere Lebensart jetzt verlange und weiter fragt, was denn die Mädchen für Figuren in der Gesellschaft spielen würden, wenn sie so erzogen würden wie vor alters d. h. wenn man an ihre Erziehung nichts wende und sie wild aufwachsen liefse, wo dann die Kenntnisse und Talente blieben u. s. w., die Mutter aber darauf antwortet: „Das ist eben das verfluchte Zeug, das euch entweder nichts hilft oder euch wohl gar unglücklich macht. Wir wufsten von all der Firlefanzerei nichts; wir tappelten unser Liedchen, unseren Menuett auf dem Klavier und sangen und tanzten dazu; jetzt vergeht den armen Kindern das Singen und Tanzen bei ihren Instrumenten; sie werden auf die Geschwindigkeit dressiert und müssen statt einfacher Melodieen ein Geklimper treiben, das sie ängstigt und nicht unterhält. Und wozu? Um sich zu produzieren! Um bewundert zu werden! Von wem? Wo? — Vor Leuten, die's nicht verstehen oder plaudern oder nur herrlich passen, bis ihr fertig seid, um sich auch zu produzieren und auch nicht geachtet und doch am Ende aus Gewohnheit oder Spott beklatscht zu werden." — — — Wir erkennen in Goethes Schilderung Zug für Zug unsere Gegenwart wieder. Alle brennenden Fragen der weiblichen Erziehung sind berührt bis auf das Extrem einer platten hausbackenen Verständigkeit, welche genug gethan zu haben glaubt, wenn sie dafür sorgt, dafs die Mädchen ihre

kleinen Eitelkeiten befriedigen, gefallen, einen braven Mann bekommen, Kinder kriegen und erziehen, und einer Haushaltung vorstehen, was aber nicht besonders gelernt zu werden braucht, sondern sich von selbst giebt. Jene moderne oder französische Erziehung, wofür Olympia so wenig Verständnis zeigt, daſs sie bei völliger Verkennung des Wohls der Tochter taub ist für deren dringendste Empfindungen, hat Goethe auch sonst in den Bereich seiner Dichtung gezogen. „Hermann und Dorothea“ mit den pädagogischen Gegensätzen „deutsch oder französisch“ klingt hier an. Sein Inhalt ist bekannt genug.

Wir erinnern deshalb nur an die Verse:

> Unsere Nachbarn, die Franken, in ihren früheren Zeiten
> Hielten auf Höflichkeit viel; — — —

werfen einen Blick in das Haus des Kaufmanns, wo die jungen Dämchen, die Produkte der modernen Erziehung französisch parlieren, sich über das ungeleckte Benehmen des Nachbarsohnes mokieren, mit dem gröſsten Verständnis des Modejournals seinen langen Rock, das grobe Tuch, die gemeine Farbe tadeln und über das ungekräuselte Haar die Nase rümpfen; bewundern in Dorothea die verkörperte praktische Intelligenz, verbunden mit gewerblichen Fertigkeiten der Nadel und Schere, mit wirtschaftlichen Talenten und den Anlagen gesunden Muttertums und allen Fähigkeiten zur Erziehung der Kinder; gedenken bei den lieblichen Scenen, wo die Jungfrau den Kindern der Wöchnerin Brot und Obst freundlich austeilt, sie einzeln tränkt, der Wetzlarer Lotte, wie sie der Schar der kleinen Geschwister

das Brot schneidet; erkennen in Hermanns pädagogischem Verhältnis zum Pfarrherrn, der seinen Zögling nicht losläſst, bis er gut wird und bleibt im Streben zum Besseren, die Kernlehren des Dichters wieder; lassen den Apotheker die verkehrten Erziehungsgrundsätze seiner Jugend an seiner Person darthun, um darauf hinzuweisen, wie uns auch in der zweiten Epistel ein ungemein anschauliches und reiches Bild des vielgeschäftigen Lebens deutscher Frauen und ihrer Erziehung vorgeführt wird.

Es fände sich wohl hier auch Veranlassung, gewisse Familiengemälde näher ins Auge zu fassen, wie z. B. die Geschichte des verirrten Jünglings (vgl. Unterhaltungen Deutscher Ausgewanderten W. XVI. S. 83.), zu sehen, wie dieser über Besitz und Recht der Eltern im Verhältnis zu den Kindern philosophiert, wie die Naturen beider Eltern in dem Sohn auf eine besondere Weise verbunden erscheinen —, könnten daran erinnern, daſs der Dichter in „Wilh. Meister," um Theresens Temperament und Sinnesart zu erklären, nach den Eigenschaften der Eltern forscht, als dem Naturgrund, auf dem Wesen und Charakter der Tochter ruhen, wie Mignon, das rätselhafte Kind als die Frucht einer durch Sitte und Natur verwehrten Verbindung betrachtet wird, wie Goethe die Gesetze der Vererbung in heiterer Weise auf sich selber angewendet hat (Vom Vater hab' ich die Statur u. s. w.), wie er in den „Söhnen Megaprazons" die besonderen Gaben einzelner als Gaben der Natur betrachtet und deshalb jedes Kind nach seiner Art behandelt wissen will, wie er mit einem Wort

alle pädagogischen Fragen im weitesten Sinn bis zum Frühheiraten junger Leute tiefer durchgedacht hat, um sie seinen Dichtungen als Motive unterzulegen oder gelegentlich darin zu verwerten. Doch schliefsen wir streng genommen nicht hierher Gehöriges aus, um mit einem Rückblick abzuschliefsen.

Kaleidoskopisch ziehen die Bilder, welche die Erziehung zum Vorwurf haben, an unseren Augen vorüber; bald der antiken, bald der germanischen Welt entlehnt, bald in der morgen- bald in der abendländischen Kultur wurzelnd, bald modern französisch, bald grofsväterlich deutsch, hier bürgerliche, dort adlige Kreise ins Auge fassend, hier die Privaterziehung, dort das Wesen der öffentlichen Schule kennzeichnend, überall aber und nach jeder Richtung scharf charakterisierend. Es sind Gemälde, denen durchweg bestimmte Anschauungen zu Grunde liegen, keine Phantasiegebilde, keine geschichtsphilosophischen Ideeen, die er in seine Werke hineingedrängt. Die Philosophie zerstört ihm die Poesie, weil sie ihn ins Objekt treibt. Anstatt sich spekulativ zu verhalten, mufs er für jeden Satz eine Anschauung suchen. Deshalb flieht er in die Natur hinaus, ihr die Bildchen, die Sym- und Antipathieen abzulauschen, stürzt sich mit ganzer Seele in das erfrischende Morgenrot unmittelbarer Anschauung, wenn er nicht in das volle Menschenleben hineingreift, und malt auch auf dem Gebiet der Pädagogik durchaus nach der Wirklichkeit.

Die gewöhnlichen Hinweise und Beziehungen in seinen übrigen Schriften genügen meist zur Beleuch-

tung und Erklärung der pädagogischen Figuren. Nur zuweilen ist es für das psychologische Verständnis derselben wichtig, die zu Grunde liegenden Originale kennen zu lernen; zuweilen stellt er einen Interlokutor auf, dem die Ansichten des Dichters in den Mund gelegt sind, oder ist wohl auch sein eigener Ausleger, wie z. B. im Schenkenbuch, wozu er selbst folgende Erläuterung giebt: „Weder die unmäfsige Neigung zu dem halbverbotenen Weine, noch das Zartgefühl für die Schönheit eines heranwachsenden Knaben durfte im Divan vermifst werden; letzteres wollte jedoch unsern Sitten gemäfs in aller Reinheit behandelt sein. — Die Wechselneigung des früheren und späteren Alters deutet eigentlich auf ein echt pädagogisches Verhältnis. Eine leidenschaftliche Neigung des Kindes zum Greise ist keineswegs eine seltene, aber selten benutzte Erscheinung. Hier gewahre man den Bezug des Enkels zum Grofsvater, des spätgebornen Erben zum überraschten, zärtlichen Vater. In diesem Verhältnis entwickelt sich eigentlich der Klugsinn der Kinder; sie sind aufmerksam auf Würde, Erfahrung, Gewalt des Älteren; rein geborene Seelen empfinden dabei das Bedürfnis einer ehrfurchtsvollen Neigung; das Alter wird hievon ergriffen und festgehalten. Empfindet die Jugend ihr Übergewicht, um kindliche Zwecke zu erreichen, kindliche Bedürfnisse zu befriedigen, so versöhnt uns die Anmut mit frühzeitiger Schalkheit. Höchst rührend aber bleibt das heranstrebende Gefühl des Knaben, der, von dem hohen Geist des Alters erregt, in sich selbst ein Staunen fühlt, das ihm weissagt, auch der-

gleichen könne sich in ihm entwickeln. Wir versuchten so schöne Verhältnisse im Schenkenbuch anzudeuten und gegenwärtig weiter auszulegen.“ — — —

Goethe hat stets einem wirklichen Sein poetische Gestalt gegeben, wir empfangen überall der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit. Die ganze Welt liegt klar vor seinem ebenso tief eindringenden wie umfassenden Blick. Sein Geist, wie sein Lied, dem Adler gleich über Wolken schwebend, durchdringt Räume und Zeiten, umspannt Occident und Orient gleichmäfsig, um da und dort fester zu haften. — Hatte er ahnungsvoll über „Wilhelm Meister“ gewaltet, dafs man diesen Roman einen pädagogischen orbis pictus, eine Offenbarung der Zukunft nennen kann, so erscheint er nicht minder tiefschauend im Faust, der wichtigsten Quelle für des Dichters Lebens- und Kunstanschauungen, mit der ganzen Fülle seiner Lebensweisheit und allen höchsten Kulturideeen, die in den Köpfen eines Leibniz, Herder, Schiller und Goethes selbst Gestalt gewonnen hatten; mit der Unsumme didaktischen Elements, wozu auch die Fragen gehören, welche Wege Erziehung und Bildung zu gehen haben. Ist der 1. Teil denkbar, ohne dafs die Alten gelebt, denn die antike Welt existiert für Faust noch nicht, so erleben wir im 2. Teil die Wiedergeburt der Zeiten und Völker durch das Wiedererwachen der Wissenschaft und damit der menschlichen Selbstbestimmung. Doch darf uns dies nicht auf falsche Fährte leiten. Die Lösung konnte auch auf andere Weise versucht werden. Goethe stellt den Weg durch die Antike keineswegs als einen Kanon hin.

Im „Wilhelm Meister“, der so viele Vergleichungspunkte zu Faust bietet, ist dasselbe Ziel auf einem ganz anderen Weg erreicht: die Regeneration Deutschlands erfolgt durch Nordamerika. Ein anderer Faust konnte auf philosophischem, ein dritter auf religiösem Wege gerettet werden. Fausts Bildungsgang ist nicht als Symbol allgemeinen Bildungsganges hingestellt. Die Verbindung des germanischen mit dem antiken Geist hatte sich schon ein halbes Jahrhundert vorher in Goethe vollzogen, nur unbewufst. Erst jetzt aber steht der Dichter dem Altertum frei gegenüber. Für die Entwickelung Fausts, für das Herauskommen aus unfruchtbarer Theorie zu lebendiger Anschauung und werkthätiger Praxis liefert uns Goethes Leben im allgemeinen und seine Thätigkeit als Naturforscher im besonderen alle nur gewünschten Parallelen. In diesem Sinn enthält der Faust die Entwickelungsgeschichte des Dichters. Faust fühlt sich dem Erdengeist näher, als dem Weltengeist, Goethe zieht der Metaphysik die Naturkunde vor.

Diese Wissenschaft ist ihm die wahre, mannigfaltige, lebendige; man möge viel oder wenig in ihr thun, sich an einem Teil halten oder aufs Ganze ausgehen, leicht oder tief sie treiben, immer sei sie befriedigend und bleibe doch immer unendlich; der Beobachter und Denker, der Ruhige und Strebende, jeder finde seine Rechnung, nur dürfe man sich nicht durch den etwas schwierigen Anfang abschrecken lassen. Auch ihm kommt sie zunächst fremd vor, da er nur an Dichtkunst und Geisteswesen gewöhnt war. Allmählich aber wird ihm

der Sinn aufgeschlossen, wie man die „alte Mutter“ verehren, wie man ihr die Geheimnisse ablauschen müsse, und auf dem Gebiet dieser Forschung liegt auch der Schwerpunkt dessen, was er für die Erziehungswissenschaft geleistet hat.

Dafs seine pädagogischen Ansichten und Lehren hinwiederum nur auf dem grofsen Hintergrund seiner monistischen Weltanschauung zu verstehen sind, daran mag hier noch besonders erinnert werden. (Näheres darüber „Pädagogik“ S. 98 ff.) Von dem Satze ausgehend, dafs überall in der Natur feste unabänderliche Gesetze walten, die als die unzerstörbaren Pfeiler in der Flut der Erscheinungen dastehen, dafs überall ein notwendiger, ursächlicher Zusammenhang derselben besteht und dafs demgemäfs die ganze uns erkennbare Welt ein einheitliches Ganze, ein Monon bildet, welches allmählich geworden, nicht mit einem Male entstanden ist, mufste Goethe vor allem jeder willkürlichen Schöpfungstheorie gram sein. Ein Gott stöfst die Welt ins Dasein, um sich dann zurückzuziehen und von ferne zuzusehen, was sie aus sich machen wird —, die Welt ein für allemal fertig hingestellt, mit fertigen Menschen darauf als lebendigem Spielzeug für die Schachtel Erde, starr, unverbesserlich und keiner Vervollkommnung fähig —, solche trostlosen Vorstellungen konnten dem Propheten der Entwickelungslehre niemals Befriedigung gewähren und wir wundern uns deshalb nicht, wenn er die ganze mythologische Überlieferung von der Erdentstehung mit kühnem Entschlufs über Bord wirft. Gegen die sogenannte Katastrophenlehre

mit 5—6 Erdrevolutionen, nach welchen stets neue Wesen geschaffen wurden, etwa wie ein verwüsteter botanischer oder zoologischer Garten mit neuen Pflanzen oder Tieren bevölkert wird, gegen eine solche Möblierungstheorie, für ihn die „vermaledeite Polterkammer“, erklärt er sich sehr entschieden.

Nach seiner Vorstellung ist die Weltschöpfung eine kontinuierliche. Aus dem Centralquell, dem Herzen des Weltalls erhalten alle Lebensströme ihre Lebenskraft (vgl. Gedicht „Weltseele“), und ebendahin geben sie dieselbe wieder ab. Vom All ins All zurück, heifst die Losung. Die verschiedenen Gebiete bewegen sich im Kreislauf von Entstehen und Vergehen. Nicht ein feststehender Zustand der Natur, nur ein ewiges Werden, Wachsen und Vergehn und Übergehn zu neuem Werden, von einer Art zur andern, wodurch alle Wesen als Glieder einer unendlichen Kette erscheinen, ist das, was er auf diesem unseren Planeten wahrnimmt. Die Lehre von der Metamorphose, wonach die Natur das Pflanzengebilde durch Umwandlung hervorbringt, indem sie einen Teil durch den andern, und die verschiedensten Gestalten durch Modifikation eines einzigen Organs entstehen läfst, bezeichnet er selbst als eine Herzenserleichterung, ahnend, welche unendlichen Perspektiven diese Lehre eröffne. Bei der Mitteilung über die in die wesentlichen Formen des Pflanzenlebens gewonnene Einsicht spricht er die Überzeugung aus, dafs dieser Blick sich auf alle Reiche der Natur, auf ihr ganzes Reich ausdehnen lasse und er selbst thut den Schritt ins Tierleben weiter, um die Reihe der Lebendigen

mit dem Menschen zu beschliefsen. — Auch diesen deutet er phylogenetisch. —

Wie jeder Baum im Walde, jede Pflanze und jeder Grashalm auf dem Felde sprofst und wächst, sich auf mannigfache Weise gestaltet und in seiner selbständigen Form mit unendlichen Variationen das Produkt einer inneren und äufseren Kraft darstellt, so auch der Mensch. In seiner Entwickelungsgeschichte vermag Goethe keine anderen Kräfte festzustellen als in der übrigen organischen und anorganischen Natur auch, nämlich die des Wachstums, welches auf Anziehung gleich- und ungleichartiger Teilchen beruht. Die Pflanze entwickelt sich organisch, indem sie aus Boden und Luft ihre Nahrung zieht, dem Menschen fliefst dieselbe aus der Atmosphäre zu, in welcher er lebt oder — nach einem geläufigen Bild des Dichters — schwimmt. — — —

Wie Goethe diesen für die Erziehungswissenschaft so wichtigen Einflüssen der Atmosphäre, die von frühster Jugend an sich geltend machen, nachgegangen ist, wie er als die Wirkungen der *Τύχη*, oder des Zufälligen in der Erziehung: Säugamme, Wärterin, Vater oder Vormund, Lehrer oder Aufseher sowie alle die ersten Umgebungen an Gespielen, ländlicher oder städtischer Lokalität vorführt, welche die Eigentümlichkeit des Individuums durch frühere Entwickelung, durch Zurückdrängen oder Beschleunigen bedingen, wurde in der „Pädagogik“ ausführlicher dargethan. Dort sahen wir ferner, dafs der Dichter-Forscher, indem er die Wurzeln unseres Geschlechts bis in die Tierwelt hinabverfolgt, den Menschen als eine Entwickelungsstufe des Tier-

reichs bezeichnet, auch den Unterschied zwischen Tier und Mensch, zwischen den geistigen und physischen Fähigkeiten nicht als einen qualitativen sondern nur quantitativen betrachtet wissen will. Hier genüge es anzudeuten, auf welche Weise der Mensch, der von den übrigen Wesen der belebten Schöpfung in keiner Weise getrennt werden kann und von Natur keine besondere Stellung beansprucht, allmählich eine solche erringt.

Als ein reines Naturprodukt tritt das „frisch ausgesprochene Wort Gottes", das Kind, ins Leben. Solange es als solches betrachtet wird, erscheint es durchaus in sich vollendet, eine kleine Welt, die um ihrer selbst willen da ist:

„Zweck sein selbst ist jegliches Tier; vollkommen entspringt es
Aus dem Schofs der Natur und zeugt vollkommene Kinder;
Alle Glieder bilden sich aus nach ew'gen Gesetzen" u. s. w.

Innerhalb des kleinen Zirkels ist eine ganze, wahre Existenz beschlossen, wie in jedem geringsten Naturprodukt. Erst von dem Zeitpunkt an, wo es der Erziehung für bestimmte Verhältnisse und Bedingungen anheimfällt, mithin seine Vollkommenheit aufser sich sucht, wird es zum Kunstwerk. Jetzt tritt die Idee des Künstlers, in diesem Fall Erzieher genannt, in Kraft; Tradition und Geschichte, Bildungsideale und Erziehungsziele, und wie die hier in Betracht kommenden Momente alle heifsen, verlangen ihre Rechte und machen so lange ihren Einflufs geltend, bis aus dem Produkt der Natur ein solches der Kultur geworden ist. —

So stellt sich uns der Werde- und Entwickelungsprozefs des Menschen dar. Der Dichter hat dies Bild

zwar nicht selbst gebraucht, immerhin nähert es sich seiner Vorstellung, indem er einmal definiert: „Erziehung heifst die Jugend an die Bedingungen gewöhnen, zu den Bedingungen bilden, unter denen man in der Welt überhaupt, sodann aber in besonderen Kreisen existieren kann.“ — In diesem Sinn unterscheidet er auch die Erziehung der höheren und niederen Stände.

Es ist bezeichnend genug, dafs Goethe, der sich zur Definition schwieriger Begriffe gerne der dichterischen Freiheit des Gesprächs bedient und auf diese Weise der vollständigen Lösung kritischer Fragen aus dem Weg geht, bei jener Gelegenheit — es war in Marienbad, als er über den Roman „Gabriele“ von Johanna Schopenhauer vor einer gebildeten Gesellschaft redete und eine sorgsame Mutter bei ihm anfragte, ob sie dieses Buch mit ihren Töchtern lesen könne — die Erziehung in Gegensatz zum Roman gebracht hat, der das Unbedingte als das Interessante und gerade das grenzenlose Streben, welches uns aus der menschlichen Gesellschaft, aus der Welt treibt, darstellt, während die Erziehung zu zeigen hat, wie man in dieser Welt am besten existieren kann.

Dafs diese Welt die beste der möglichen sei, würde Goethe ebenso wenig behauptet haben, wie er von dem Erziehungswesen seiner Zeit eine gute Meinung hatte. Wir wissen vielmehr, in wie hohem Grade er dasselbe mifsbilligte, ohne sich zu einer ernsten Polemik herbeizulassen. Sein Verhalten ist hier etwa wie den „Frommen“ gegenüber, deren Sinnesart er mit Wahrheitsliebe, ja mit Innigkeit darzustellen weifs, indes

er seine eigene Überzeugung, die eine völlig andere ist, nach allen Richtungen wahrt und gelegentlich in seinen Werken zum Ausdruck bringt.

So sahen wir bereits an anderer Stelle (Pädagogik Kap. IV), wie das Pädagogische der „Wanderjahre“ über die Erziehungsweisen des 18. Jahrhunderts weit hinausgeht und prophetisch auch die herrschenden Systeme der Gegenwart überflügelt. Dort wünschte er ein freieres Gewährenlassen der Natur, ein tieferes Ergründen der Eigentümlichkeit des Zöglings und eine gründlichere Zubildung für ein bestimmtes Fach, verbunden mit einer allgemeinen idealen Empfänglichkeit, insgesamt Momente, welche er in der eigenen Praxis seinem lieben Zögling Fritz von Stein gegenüber selber in den Vordergrund gestellt hat (vgl. Goethe als Pädagog).

Wie weit wir von alledem noch entfernt sind, wie sehr namentlich unsere Unterrichtsmethoden gegen die Gesetze der Physiologie, die Goethe zum Teil auf dem Wege der Empirie vorausgenommen, verstofsen, wird uns in der Gegenwart von berufenen Männern der Spezial-Wissenschaft (vgl. u. a. Wilhelm Preyers Schriften) vor Augen gestellt, wenn sie besorgt um die physische und geistige Gesundheit der Nation mahnend an die Einsichtigen und Vorurteilslosen sich wenden, immer wieder die Fragen nahelegend: Ist die Bedeutung der Entwickelungslehre so in Fleisch und Blut unserer Schulkörper übergegangen, dafs alle Unterrichtsgegenstände nach der genetischen Methode behandelt werden, dafs der ursächliche Zusammenhang der Erscheinungen überall zur Geltung kommt? Sehen wir

nicht vielmehr an den staatlich bevorzugten Lehranstalten das natürliche Denken und Urteilen gefährdet durch die Überhäufung mit leerem Gedächtniskram? Wird nicht noch immer die Quantität der sachlichen Kenntnisse der Qualität ursächlicher Erkenntnis vorgezogen, und überwuchert nicht der mechanische Wortunterricht den anschaulichen Sachunterricht? — — —

Goethe hat hier das gewichtige Wort gesprochen: „Man mag zu Gunsten einer schriftlichen und mündlichen Überlieferung sagen, was man will, in den wenigsten Fällen ist sie hinreichend; denn den eigentlichen Charakter irgend eines Wesens kann sie nicht mitteilen, selbst nicht in geistigen Dingen. Hat man erst einen sicheren Blick gethan, dann mag man gerne lesen und hören; nun kann man denken und beurteilen. — Ihr habt mich oft ausgespottet und zurückziehen wollen, wenn ich Steine, Kräuter und Tiere mit besonderer Neigung aus gewissen entschiedenen Gesichtspunkten betrachtete; nun richte ich meine Aufmerksamkeit auf den Baumeister, Bildhauer und Maler und werde mich auch hier finden lernen.“ — Und er hat sich gefunden. Wie aber steht es mit uns, den Epigonen?

Der wissenschaftlich begründeten Thatsache von der Einheit alles Organischen sollte auch ein allgemein empfundenes, sympathisches Gefühl für dasselbe sowie für alles Lebendige entsprechen. Ist es doch ein Zug natürlicher, unauflöslicher Verwandtschaft, der den Menschen in jeder Gestalt und Gemütslage, nicht blofs dann, wenn er von dem Weltgetriebe geschädigt an der Berührung der Mutter Erde sich wieder in die

Höhe reifsen will oder mit dem Hang zur sentimentalen Naturbetrachtung begabt, die Stille und Einsamkeit sucht, — zur Tier- und Pflanzenwelt hinzieht. Wie wenig aber wird jenes natürliche Gefühl von der Schule, namentlich der humanistischen gepflegt, damit es zur Reife komme, von dem Bedürfnis eines tieferen Verständnisses der Welt und der Stellung des Menschen im Universum gar nicht zu reden.

Wie oft erfafst den besser begabten, auf das Positive gerichteten Geist das Faustische Verlangen:

> „Dafs ich erkenne, was die Welt
> Im Innersten zusammenhält,
> Schau' alle Wirkenskraft und Samen
> Und thu' nicht mehr in Worten kramen.“

Die festen unabänderlichen Gesetze der Naturwissenschaft sind so gewaltig in den Vordergrund des Kampfes ums Dasein getreten, dafs wir sie auf jedem Gebiet zu berücksichtigen haben, auch wenn es uns noch so unbequem oder unsympathisch sein sollte. Wir sehen die Religion nach ihrer dogmatischen Seite durch jene Disciplin zu völliger Umwandlung gezwungen; die Poesie sucht in einer realistischen auf naturwissenschaftlicher Grundlage aufgebauten Ästhetik neue Antriebe, wie aber verhält sich die Schule? — Ist es doch, als ob das vornehmste Objekt der naturwissenschaftlichen Forschung, der Mensch, gar nicht in ihren Bereich gehöre, als ob das grofse Thatsachenmaterial über sein Wesen und seine Existenz sie gar nichts anginge. Denn nimmt sie genügend davon Kenntnis? Lernt und lehrt man nicht gerade wie früher mehr für die Schule

als für das Leben, mehr für ein nicht zu umgehendes hochnotpeinliches Examen, als für die eigene Bildung und Selbstvollendung? Vor allem steht die Schule auf dem Boden des fundamentalen und wahrhaft physiologischen Satzes Goethes: „Das Richtige ist das, was dem Menschen gemäfs ist"? — Jede beliebige Umschau an unseren höheren Lehranstalten zeigt uns, wie gegen dieses unumstöfsliche, alle ersten Bedingungen einer Unterrichts- und Erziehlehre zusammenfassende Wort, das mit Geschmacksmoral nichts zu thun hat, fortgesetzt aufs gefährlichste gesündigt, wie manche junge Existenz dem Vorurteil geopfert wird.

Wir begegnen den Benvenuto Cellinis, die zum lieblichen Hörnchen, d. i. zum Studium der klassischen Sprachen gezwungen werden, während die entschiedene Neigung zur Goldschmiedekunst vorliegt, auf Schritt und Tritt, in allen Kreisen, in jeder sozialen Sphäre bis zur fürstlichen hinauf, und zwar nicht etwa in einzelnen Exemplaren, sondern in ganzen grofsen Massen, als einer Erscheinung, die vom Staat sanktioniert ist. Ist da nicht Abhilfe dringend nötig und liegt es nicht nahe, gerade hier Goethe zu hören, dessen allumfassendem Geist auch diese wichtigste Frage unseres Jahrhunderts nicht entgangen ist!

Soviel aber auch von seinen Ideeen in unser ganzes Kulturleben hineingesickert sind, die Schule ist der fettige Boden geblieben, welcher die kostbaren Tropfen seiner pädagogischen Weisheit und Einsicht, die sich völlig mit den Forderungen unserer modernen Physiologen und Biologen deckt, nur auf der Ober-

fläche duldet. Was er von seiner Farbenlehre sagt, findet auch auf das Gebiet der Erziehung und des Unterrichts der Gegenwart passende Anwendung: Die Schulnebel lasten zu schwer auf den Überliefernden, von denen man nicht verlangen kann, dafs sie sich entschliefsen von vorne anzufangen. Hoffen wir aber, dafs das Barometer der Vernunft noch so hoch steigt, um jeden Dunstkreis auf einmal zu zerreifsen, damit die beschmutzte Sonne sich in reinerer Klarheit zeige. — Die Erbschaft, welche uns der Dichter hinterlassen, ist eine grofse. Mancherlei Fäden hat er uns als Scheidender in die Hand gegeben, daran weiter fortzuschreiten wäre; der pädagogische verliert sich in dem grofsen, maschenreichen Netze der Goethe-Litteratur, und doch hat unsere Zeit dringende Veranlassung, gerade diesen wieder aufzunehmen. —

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.





